

Juan Villoro

### **Berlin: ein Stadtplan als Irrgarten**

Bildungsreisen hängen gewöhnlich von einem zutiefst geheimnisvollen Zufall ab, von einer Kraft, die sich dem Willen des Reisenden entzieht. Robinsoe Crusoe hört nicht auf seine Eltern und geht an Bord des Schiffes, wo ihn schwere Prüfungen erwarten; das Meer gibt ihm eine neue Identität und überflutet ihn mit berghohen Wellen, als ginge es um eine Taufe. Der missratene Sohn stürzt ins Wasser; neben ihm schwimmen zwei nicht zusammengehörige Schuhe. Dieses kleine Detail offenbart ihm seine neue Lage: Er ist ein Schiffbrüchiger.

In der Zeit des Massentourismus fällt es schwer, sich bei einer Ortsveränderung derart harten Bedingungen wie Crusoe zu unterwerfen. Heute muss der Reisende nach subtileren Mitteln suchen, um von seiner Irrfahrt verändert zu werden. Kurz vor seiner Abreise nach Europa schrieb der damals einundzwanzigjährige peruanische Schriftsteller Julio Ramón Ribeyro in sein Tagebuch: "Meine einzige Sehnsucht ist das Reisen. Ein anderes Panorama erleben. Dorthin gehen, wo mich niemand kennt. Hier bin ich schon endgültig so, wie man mich haben wollte." Die Versuchung der Reise: ein anderer unter anderen Umständen zu werden. In der Heimat zu bleiben bedeutete für Ribeyro, sich wie die allerschlimmste Gewohnheit immer aufs Neue zu wiederholen. Im Lauf der Jahrzehnte entdeckte er den paradoxen Sinn seiner *Wanderjahre*; in dieser Lehrzeit unterwegs bot sich ihm eine bedeutsame Möglichkeit,

wie er nach Hause zurückkehren konnte. Von der Einsamkeit abgehärtet, wartet Robinson, dass ein Punkt am Horizont erscheint und zum rettenden Schiff wird. Nach seiner Odyssee, die ihn in erbärmliche Pensionen und Botschaften mit eleganten Intrigen geführt hatte, entdeckte Ribeyro auf die gleiche Weise den Nutzen des Exils, denn nun konnte er nach Peru als ein Schiffbrüchiger zurückkehren, der das Festland wieder erreicht. Ohne die Drangsale des Ozeans auf sich zu nehmen, finden subtile Reisende neue Formen, Stürme auf sich zu ziehen.

Meine Annäherung an Berlin begann mit einer Verknüpfung von Zufällen. An einem Winterabend erhielt ich einen Telefonanruf. Man forderte mich auf, Kulturattaché in Ostberlin zu werden, einer Stadt, die ich nicht kannte. In den folgenden Wochen sollte ich die verworrenen Hintergründe des Angebots erfahren.

Mexiko durchlebte damals eine Periode, die Präsident José López Portillo mit einem Leitspruch bezeichnete, der wie Science-fiction wirkte (und das auch war): "die Verwaltung des Überflusses". Wir waren zum viertgrößten Erdölproduzenten der Welt aufgestiegen. Ein irrealer Zeitraum, in dem hohe Gehälter bezahlt wurden und die Diplomatie weniger verlockend als in unseren üblichen Krisentagen erschien. Die kurzlebige Bourgeoisie der beginnenden achtziger Jahre wollte lieber New York kennen lernen als im sozialistischen Berlin leben. Außerdem warnte man mich selbst im Außenministerium, dass der Posten eines Kulturattachés in der DDR besonders viel Konfliktstoff bot: drei Amtsinhaber in drei Jahren. Auch das hatte mit der Schicksalsdramaturgie zu tun. Als López Portillo das Präsidentenamt übernahm, fragte man ihn, welche Ideologie

er vertrete. In einem raschen philosophischen Höhenflug erklärte er sich zum "unorthodoxen Hegelianer". Sogleich suchte er nun nach einer Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, und er entdeckte, dass sich der ständige Sitz des Hegel-Kongresses in Ostberlin befand. Er machte einen ganz persönlichen Gebrauch von der "List der Vernunft" und ernannte zum Botschafter einen Philosophen, der überzeugt war, dass sich die Realität auf die Theorie anwenden lässt und nicht umgekehrt. Wir sollten erreichen, das war unser Auftrag im Osten, dass der Kongress zum erstenmal einen Tagungsort außerhalb des europäischen Raums wählte, und zwar im Land des Adlers und der Schlange, das ja von einem unorthodoxen Hegelianer regiert wurde. Man bediente sich einer Überfülle von Spitzfindigkeiten und Argumenten, und es bildete sich ein ressentimentgeladenes, Entlassungen provozierendes Klima heraus, ohne dass man die ersehnte Entscheidung für diesen Tagungsort erreichte. Ich war der vierte Attaché, der durchschaute, welche tatsächliche Aufgabe er auszuführen hatte: nämlich jede Initiative, die ein greifbares Ergebnis bringen könnte, hinauszuzögern. Der Botschafter stellte eine unwiderlegbare Kausalkette her und verlangte, wir sollten unverzagt arbeiten, aber niemals den letzten Schritt tun, denn er befürchtete, wenn wir den Zuschlag für den Kongress erhielten, würde man uns am nächsten Tag nach Mexiko zurückschicken. Ich fühlte mich wie Josef K. vor den Toren der Hegelschen Weisheit, bis man mir einen weiteren Auftrag erteilte: Ich sollte die Dresdener Maya-Handschrift, den "Codex Dresdensis", zurückholen. Bekanntlich bin ich auch bei dieser Aufgabe gescheitert.

Wie schlechte Fernsehprogramme hatte die Einladung nach

Berlin offenbar einen "Geburtsfehler". Eine undefinierbare Arbeit in einem Büro, wo die Konflikte brodelten. Trotzdem zögerte ich keinen Augenblick, die Chance wahrzunehmen, die mir Fortuna bot.

Berlin war mir gänzlich unbekannt, doch ich spürte ein machtvolles Verlangen, dieses Versäumnis wieder gutzumachen. Neun Jahre lang hatte ich die Schule Colegio Alexander von Humboldt in Mexiko-Stadt besucht. Eine eigenartige Aufnahmeprüfung versetzte mich in eine Gruppe, in der alle Fächer (außer der Landessprache) auf Deutsch unterrichtet wurden. So kam es, dass ich in einer Welt aufwuchs, in der meine Kameraden Helmut, Peter und Rudi hießen und wir Rechenaufgaben lösen mussten, die mit den Eisenbahnstationen zwischen Köln und Hamburg oder der Menge von Mohnsamen zu tun hatten, die man für einen *Mohnkuchen* brauchte, einen in Mexiko derart exotischen Kuchen, dass ihn ein Drogenfahndungskommando in der Deutschen Bäckerei von Tacubaya beschlagnahmte, weil es überzeugt war, dass es hierbei um den illegalen Verkauf von Opiaten ging.

Da ich zu den wenigen Mexikanern in der Klasse gehörte, fragten mich die Lehrer nach den einheimischen Traditionen aus. Was dachte meine Familie über die Menschenopfer der Azteken? Aßen wir tatsächlich eine Soße mit vierzig Pfeffersorten, ohne dass wir einen Magendurchbruch bekamen? Waren die Totenköpfe aus Zucker, die man am Allerseelentag verschenkte, ein Zeichen der Wertschätzung oder eine entsetzliche Beleidigung? Ich übertrieb gern, wenn ich meine Heimat darstellte, und vielleicht befragten mich meine Lehrer gerade deshalb häufiger als andere Kameraden. Ich wuchs unter Deutschen als überschwänglicher Volkskundler auf, ein recht

gut geeigneter Bildungsweg für einen zukünftigen Kulturattaché in Berlin.

Nicht alle Leidenschaften beginnen damit, dass man von Amors Pfeil getroffen wird; manche entstehen aus einer Zurückweisung, einer Ablehnung, die nach und nach ihr Vorzeichen ändert. Ich erinnere mich daran, wie ein Lehrer zum erstenmal an der Tafel etwas aufmalte, das einem Fußballplatz glich und das "der Plan eines deutschen Satzes" war. Es erübrigt sich zu sagen, dass eine Sprache, die über eine Kartographie der Sätze verfügt, ein nicht immer fassbares Wunderwerk der Vernunft ist. Deutsch war meine erste Schriftsprache. Vielleicht wäre ich mit größerem Vergnügen in seine köstlichen Nebensätze und seine unbeugsamen Deklinationen eingedrungen, wenn ich darin einen praktischen Nutzen entdeckt hätte. Aber ich bin der älteste Sohn der Familie, und niemand zu Hause sprach Deutsch; nie hatte ich einen Fuß in das Land meines abgöttisch geliebten Beckenbauer gesetzt, und mein einziger außerschulischer Kontakt mit seiner Sprache waren die zwei oder drei Sätze, die irgendein Nazi mit Monokel und Fistelstimme in einem Film brüllte. Als ich acht Jahre alt war, fragte ich mich in einem Anfall von Existenzangst, warum mich wohl meine Familie ausersehen hatte, die Sprache der Schurken von Hollywood zu erlernen. Obwohl wir eine gemeinsame Grenze mit den Vereinigten Staaten hatten und die Beatles in allen Rundfunkprogrammen *Help* sangen, las ich den *Struwwelpeter*. Meine Abwehr der deutschen Sprache wurde so übermächtig, dass ich, als ich schon die Schule verlassen hatte, mir mit vierzehn Jahren vornahm, sie zu vergessen und fanatisch zu verdrängen. Das gelang mir, wie ich glaubte, aber manchmal am frühen Morgen geschah es, dass ich auf Deutsch

träumte. Wie eine Person E. T. A. Hoffmanns erwachte ich schweißgebadet und hatte Angst, in meinem Bett den schwarzen Hexenkater zu entdecken. Wenn ich die Augen aufschlug, kehrte ich in eine klare Welt zurück, in der ich kein Deutsch sprach; danach versank ich in einen glücklichen Traum, in dem ich ein einsprachiger Komantsche war.

Aber niemand weiß, was ihn im tiefsten Inneren bewegt. An einem Nachmittag des Jahres 1971 bekehrte mich ein Buch zur Literatur. Nun las ich unaufhaltsam und ohne jede Ordnung, bis ich wenige Jahre später zur *Blechtrommel* gelangte. In meinem deutschfeindlichen Bunker ließ Oskar Matzerath seinen Trommelwirbel erschallen und stieß seinen glasbrechenden Schrei aus. Auf Spanisch las ich Grass, Thomas Mann, Kafka, Bernhard, Joseph Roth und Handke, bis etwas in mir aufbrach. Die verbannte Sprache, die mühseligen Worte meiner Kindheit, die lauten Schmährufe verwandelten sich in eine gewaltige Welle, in der ich gern Schiffbruch erleiden wollte. Als man mich nach Berlin einlud, konnte nichts mein kühnes Wagnis vereiteln: Ich würde Deutsch sprechen, zwar schlecht, aber ich würde es sprechen; ich würde diese Sprache lieben, mit den Ausrutschern, die einem Fremden unterlaufen, und mit der Inbrunst eines Neubekehrten; ich würde mich mit der Extravaganz einer Sprachwelt abfinden, in der etwas Unverständliches Spanisch ist ("*das kommt mir Spanisch vor*") und in der das, worauf es keine Antwort gibt, "die Gretchenfrage" genannt wird, eine Anspielung auf eine der wichtigsten Szenen im *Faust*, die schon an sich unvergesslich ist, und noch viel mehr für mich, der ich mit einer Margarita verheiratet bin, wie Gretchen auf Spanisch heißt. Das Schicksal versteht es, seine Figuren zu bewegen.

Im Juni 1981 startete ich, dem leichtfertigen Crusoe vergleichbar, nach Berlin. Mein Bordbuch während des Flugs war *Der Spion, der aus der Kälte kam* von John Le Carré. Aus der Luft, durch Nebelschwaden, sah ich zum erstenmal die Mauer, jene Narbe, die die Stadt prägte.

Drei Jahre lang sollte die Mauer der maßgebliche Sachverhalt meines Tagewerks sein. Alles wurde von ihrem Schattenriss bestimmt, so sehr, dass ich 1992, bei meiner ersten Berlinreise nach der Wiedervereinigung, an der Halluzination litt, sie vor mir zu sehen. Ich fuhr in einem Taxi durch die Bornholmer Straße und bewegte mich dabei auf einer unwahrscheinlich geraden Linie, die mir plötzlich wie ein selbstmörderisches Unternehmen vorkam. Ich schloss die Augen, weil ich glaubte, dass wir gegen die Mauer prallen würden. In meinem Innern waren die Steine noch nicht zusammengebrochen.

Meinem roten Diplomaten-Ausweis hatte ich es zu verdanken, dass ich während meines Berlinaufenthalts beinahe täglich den *Checkpoint Charlie* passieren konnte, jene Kontrollbaracke, die wie ein *Set* für einen Film aus dem Zweiten Weltkrieg gebaut war. Manchmal ging ich zu Fuß, ich hörte meine Schritte auf den Holzbohlen und sah die Wachtürme, die mit veralteten und dennoch unüberwindlichen technischen Geräten bestückt waren.

Auf der westlichen Seite gab es Aussichtsplattformen, die wie der Sprungturm eines Schwimmbeckens aussahen. Man brauchte lediglich auf eine Plattform zu steigen, wenn man den Grenzstreifen entdecken wollte. Dort lebten nur Kaninchen, die das Idealgewicht hatten, um über die Minen zu laufen, ohne dass sie explodierten. Diese Einkreisung rief im Betrachter

ein Gefühl der Ablehnung hervor, das über alle Ideologien hinausging, eine tief innere Ablehnung, die keine Argumentationen braucht und dem gleichkommt, was Martin Amis im Zusammenhang mit dem 11. September die "Schande des Menschengeschlechts" genannt hat.

Wenn DDR-Bürger in den Westen entkamen, stiegen sie häufig als Erstes auf eine solche Aussichtsplattform, um sich zu überzeugen, dass sie richtig gehandelt hatten. Danach betrachteten sie die *Graffiti* an der Westseite der Mauer, die prophetischen Hinweisschilder, auf denen *Ausgang* stand, jene bunten Solidaritätsbekundungen, die man Jahre später in so vielen Stücken verkaufen sollte, als wäre die Berliner Mauer dreimal größer als die Chinesische Mauer gewesen.

Man könnte eine kafkaeske Sammlung von Grenzepisoden anlegen. Eine habe ich miterlebt, als ich den mexikanischen Filmkritiker Leonardo García Tsao begleitete. Ich holte ihn in Westberlin ab, um ihn zu einem Besuch von ein paar Stunden bei Ostberliner Verlegern mitzunehmen. Wir standen am *Checkpoint Charlie*. Als der Grenzer den Pass García Tsaos kontrollierte, löste er das Foto ab. Er wurde dermaßen rot, dass er jenen Farbton wie flammend roter Schinken annahm, den Deutsche sonst eigentlich nur auf Mallorca erreichen. Er bat um Entschuldigung, gab das Dokument zurück und stand mit preußischer Disziplin stramm.

Wenig später kehrten wir zum selben Kontrollpunkt zurück und standen vor demselben Grenzer. García Tsao zeigte seinen Pass.

"Sie können nicht durch", erklärte der Gesetzesvertreter.

"Warum?"

"Das Foto hat sich abgelöst."

"Ja, Sie haben es aus Versehen abgelöst."

"Ja, aber es muss eingeklebt sein."

"Es war eingeklebt, bevor Sie es abgelöst haben."

"Es muss eingeklebt sein."

Der Dialog setzte sich fort wie ein Experiment des deutschen Surrealismus (dieses von vielen Regeln bestimmten Chaos), bis wir beschlossen, zur Botschaft zu fahren und den Pass wieder in Ordnung zu bringen.

Primo Levi hat gezeigt, dass es sogar in der Welt der Konzentrationslager möglich ist, der Geschichte ein Schnippchen zu schlagen. Trotz der rollenden Spiegel, die man unter den Autos hin- und herbewegte, um das Fahrgestell zu kontrollieren, und trotz der Überprüfung von Kugelschreibern, die man aufschraubte, weil man nach verdächtigen Mikrofilmen suchte, mussten die Grenzübergänge manchmal eine besondere Form der Konterbande durchlassen: den Sinn für Humor. Während des Karnevals nahm ich an einem Kostümfest in der Leipziger Straße teil, ganz nahe an der Grenze. Von einem Balkon aus konnten wir durch den nach Braunkohle riechenden Nebel unsere Freunde sehen, die aus Westberlin kamen. Einer war als Bär verkleidet, ein anderer als Kaninchen. Ein Grenzer reagierte auf einmalige Weise, denn er ließ nur einen Gast passieren, der als Vorderteil eines Pferdes verkleidet war, als der Hinterteil ebenfalls zu seinem Kontrollpunkt kam.

In den Silvesternächten wuchs der Himmel im Glanz des Feuerwerks zusammen, als explodierten die uneingestandenen Sehnsüchte nach Wiedervereinigung. Wie in einem Opferritus vermischten sich die strahlenden Lichter in der Höhe.

Man konnte sich damals schwer vorstellen, dass sich die Stadt von Grund auf verändern würde. Noch schwerer konnte man

sich die Folgen vorstellen, die dieses Ereignis für jeden Einzelnen mit sich bringen sollte. Ein Jahrzehnt nach dem Mauerfall lernte ich in einer Kneipe nahe beim *Checkpoint Charlie* einen Mann kennen, dem ein deutscher Schäferhund Gesellschaft leistete. Der gut dressierte Hund sah uns zu, wie wir *Doppelkorn* tranken, als zählte er mit, wie viele Schnäpse jeder Einzelne kippte. Der Unbekannte hatte als Grenzer gearbeitet. 1989, als die Mauer fiel, war er über vierzig und nicht für "Umschulungslehrgänge" geeignet. Nun war er über fünfzig und lebte als Frührentner. Er beklagte sich nicht; er hatte erreicht, dass man ihm den Hund überließ, der ihn auf seinen Postengängen begleitet hatte. Ungefähr um Mitternacht verließen wir die Kneipe. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Der Mann lief durch die Straßen, wo früher die Mauer gestanden hatte. Ab und zu hielt er an und begrüßte einen anderen Mann, der ebenfalls einen Hund mit sich führte. Ein halluzinationsartiges Fazit der Geschichte, Irrwege in dem Gelände, das Niemandsland war: die Kette der Hunde.

Wenn ich manchmal mit einem Freund aus dem Ostteil über die deutsche Wiedervereinigung rede, höre ich diesen Kommentar: "Es war gut, dass die Mauer gefallen ist, aber nicht für mich." Der Film *Good bye, Lenin* hat die Ruhelosigkeit einer Generation erfasst, die den unbefriedigten Glauben an das Morgenrot eines autoritären Regimes verlor, jedoch in der Welt des Konsums und des Wettbewerbs keine annehmbare Alternative fand.

In wenigen Städten wendet sich wie in Berlin die Geschichte mit solch krampfhafter Beharrlichkeit zu ihren eigenen Ursprüngen zurück. Es ist kein Zufall, dass die Zeitschrift *Lettre International* im Jahre 1999 einen

weltweiten Essay-Wettbewerb zu einem Thema ausschrieb, das in anderen Breiten unnötig wäre: "Die Zukunft von der Vergangenheit befreien?" Der gleichen Ausrichtung folgt ein Cover der Zeitschrift *Der Spiegel* von 2002, das auf die Diskussion über den Antisemitismus und den Romanautor Martin Walser anspielt und den Titel trägt: "Wie viel Vergangenheit verträgt die Gegenwart?" Die ständig neue Aufbereitung hartnäckiger Erinnerungen hat aus der Vergangenheit eine deutsche Spezialität gemacht. Als die Mauer fiel, wiederholte sich nicht die Verschleierungstaktik, mit der Dokumente aus der Nazizeit totgeschwiegen und unterdrückt wurden. Die Opfer der Überwachung können die Stasi-Akten einsehen. Der eine oder andere scharfsinnige Kommentator (darunter Grass) vertrat die Ansicht, dass die Öffnung der Archive das Leben im vereinigten Deutschland vergiften, zu Verdächtigungen und verspäteten Abrechnungen bei einem Volk führen würde, das sich ausgiebig damit beschäftigt hatte, sich gegenseitig zu bespitzeln und zu denunzieren. Die Akteneinsicht hat zwar dem guten Ruf einiger Leute geschadet, doch im Wesentlichen zeigte sich dabei, welchen Reifegrad eine Nation erreicht hat, die mit ihren Phantomen zusammenlebt. Die leidenschaftliche Hingabe an die *Vergangenheitsbewältigung* gibt etwas mehr zu erkennen als die deutsche Vorliebe für lange Wortzusammensetzungen.

Anders als im heutigen Berlin, wo die Debatte über das Denkmal für die Holocaustopfer eine ganze Bibliothek hervorgebracht hat, gehorchte die Vergangenheit in der DDR einem unanfechtbaren Drehbuch, das die Macht des historischen Materialismus und die Rolle des Proletariats als Vorhut des Fortschritts festlegte. Das Museum für Deutsche Geschichte vermied Hinweise auf Bismarck oder Friedrich den Großen und

schilderte stattdessen die Heldengeschichte der deutschen sozialistischen Bewegung, von Karl Marx und Rosa Luxemburg bis zur Befreiung Berlins durch die Rote Armee. In fremden Ohren hatte das Wort "Befreiung" einen zwiespältigen Klang, unterstellte es doch, dass eine ausländische Armee die Deutschen vor sich selbst gerettet hätte.

Als das Diplomatische Korps einmal das Museum für Deutsche Geschichte besuchte, ließ der Führer die Besuchergruppe im Saal weitergehen und rief einen sowjetischen General beiseite.

"Ich habe etwas für Sie", sagte er leise.

Ich folgte ihnen zu einer kleinen Vitrine, die mit einem Vorhang zugedeckt war. Der Führer zog die Schutzhülle zurück. Wir erblickten den Kopf eines Juden, aus dem man mit der Technik der Jíbaro-Indianer einen Schrumpfkopf gemacht hatte. Dieser Gegenstand hatte dem Kommandanten eines Konzentrationslagers als Briefbeschwerer gedient. Mich überraschte, dass dieser Beweis für die Gräueltaten ausgestellt war und es doch nicht war. Nach welchen Gesichtspunkten richtete man sich, wenn man so etwas zeigte? Ich bat den Führer um eine Erklärung.

"Ihre Frage ist unmoralisch", antwortete er.

In der DDR wurde die Verantwortung für Fragen, auf die es keine Antwort gab, auf diejenigen übertragen, die so impertinent und unbesonnen waren, sie zu stellen.

In der grauen Alltagswelt, die ich miterlebte, im Beisein von *Soljanka* essenden Funktionären und den Kojoten des Tierparks, die sich unsere Schulveranstaltungen zum Thema der deutsch-mexikanischen Freundschaft anschauten, fiel es schwer, Anzeichen der Rebellion wahrzunehmen. Nur in der Rückschau

vermag ich einige Szenen zu entdecken, die den unerhörten Übergang zu einer anderen Ordnung vorausahnen ließen.

So etwa nahm ich an einer Versammlung in einer evangelischen Kirche teil. Man bat mich, Dokumente für ein Netz zur Unterstützung ostdeutscher Pazifisten nach Westberlin mitzunehmen. Ohne mehr Worte als nötig zu riskieren, ließ man mich wissen, dass eine ausgedehnte Widerstandsorganisation auf eine Gelegenheit zum Handeln wartete. In einer nüchternen, objektiven Sprache erzählten sie mir von Situationen, die sie um Arbeit und Freiheit bringen konnten. Dabei sah ich keine messianischen Gesten und keine heroischen Ambitionen. Leute, die mit der pragmatischen und gleichmütigen Haltung von Handwerkern für das Prinzip Hoffnung arbeiteten. Zimmerleute des Widerstandes.

Zu einer anderen Zeit besuchte ich eine Modenschau mit Punkmusik. Dabei fiel mir etwas ein, das primitiv und sogar leichtfertig scheinen mag, aber diese Inszenierung wirkte weitaus kreativer als die akademischen Aufführungen des Berliner Ensembles. Etwas Beunruhigendes und die Grenzen Überschreitendes ging von den Mädchen aus, die Kleider vorführten, wie sie niemand auf den uns umgebenden Straßen tragen würde; die Vorstellung einer hypothetischen, gespenstischen, unmöglichen Mode. Nach und nach begriff der Zuschauer: Das Entscheidende waren nicht die Techno-Musik, die blau gefärbten Haare, die silberfarbenen Fingernägel, die expressionistischen pantomimischen Bewegungen; die Aufmerksamkeit verlagerte sich zu den dort versammelten Leuten als einem Forum des Widerspruchs. In den Monaten danach lernte ich andere Teilnehmer an der Modenschau kennen; Dramatiker, Maler, Journalisten, Verleger, eine Konstellation von

kritischen Stimmen, die nach ungewöhnlichen Formen suchte, sich zu artikulieren.

Noch offenkundiger bezeichnete die Joseph-Beuys-Ausstellung in der Ständigen Vertretung der BRD in Ostberlin eine eigentümliche Begegnung mit der Zukunft. Die Figur des Kaninchens, einer endemischen Art im Niemandsland, war das Thema mehrerer Siebdrucke. Der hoch gewachsene und außerordentlich blasse Künstler lief mit seinem emblematischen Filzhut durch die Ausstellung, als wäre er eine weitere ausgestellte Installation. Der entscheidende Faktor war auch dabei das Publikum, das kaum Platz in den Sälen fand und sich bemühte, nicht auf die Steine, die verrosteten Eisenteile, die Bruchstücke der Materie zu treten, die sich unter dem höchst aufmerksamen Blick der Besucher zu vielsagenden Abfällen der Geschichte verwandelten. Aus diesen beschädigten Objekten bildete sich eine neue deutsche Grammatik heraus; die Gegenstände ließen sich deklinieren und konjugieren. Der ehemalige Soldat des Zweiten Weltkriegs brachte seine in Scherben zerbrochene Welt zu einem Ort, an dem die Zertrümmerung etwas Dissidentes war, eine Vorahnung der in Stücke zerfallenden Mauer.

Etwas veränderte sich im alten Deutschland, doch ich bemerkte es nicht. Wenn man die Geschichte als Gegenwart erlebt, ist sie ein verworrenes Konglomerat, das selten einen Sinn erhält. Man braucht Jahre, manchmal Jahrzehnte, damit die Bruchstücke und Abfälle der Zeit wie eine Beuys-Installation erscheinen und eine ungewöhnliche Bedeutung annehmen.

Im Wahljahr 2002 besuchte ich Hegels Grab in der Chausseestraße. Was würde der Philosoph über die heutigen Mühen der Geschichte sagen? Würde er das Wirken der Vorsehung

im neuen Berlin erkennen, das mit dem Ungestüm einer lateinamerikanischen Stadt und dem Budget jahrzehntelanger Raumfahrtmissionen zum Mars wächst? Ein paar Meter weiter lag das Grab Heiner Müllers. Sein Begräbnis im Jahre 1996 war eine richtungweisende, vielleicht die letzte Kundgebung der kritischen deutschen Linken. Der ätzende, ironische, oft widersprüchliche Müller hat gesagt, er bleibe in der DDR, weil es dort leichter sei, eine Steuererklärung auszufüllen. Zwischen den Bäumen des Friedhofs hallten seine Worte nach: "Man muss die Toten ausgraben, wieder und wieder, denn nur aus ihnen kann man Zukunft beziehen. Nekrophilie ist Liebe zur Zukunft."

Wie kann ich einen verlässlichen Wesenszug meiner Berliner Tage zurückgewinnen, der über die unbeständigen, vom Gedächtnis vermittelten Lektionen hinausgeht? Erstaunlicherweise sind die Stasi-Unterlagen mein einziger dokumentarischer Zugang zu jener Zeit. Wie Thomas Brussig in seinem Roman *Helden wie wir* erzählt, erreichte die DDR einen solchen Automatismus der Überwachung, dass Millionen von Berichten über Personen geschrieben wurden, die das Regime nicht im Mindesten gefährdeten. Da ich ein diplomatisches Amt ausübte, wurde über mich eine routinemäßige Akte angelegt. Zweimal habe ich die Angaben eingesehen, die unsichtbare Informanten im Schatten über mein Leben zusammengetragen hatten. Um die Wahrheit zu sagen, ich hatte erwartet, eine derart verborgene parallele Existenz zu führen, dass sich nicht einmal mir ihr faszinierendes Interesse offenbarte. Erst jetzt, und zwar mit Hilfe von Sachverständigen, würde es dieser Existenz gelingen, mich selbst zu überraschen. Mit paranoischer Eitelkeit wünschte ich mir eine hintergründige

Intrige, die unter der Flut der alltäglichen Ereignisse begraben läge. Trotz alledem war mein geheimes Leben noch routinemäßiger als mein offensichtliches Leben. Auf den Karteikarten, die man mir aushändigte, wurden Bagatellen aufgelistet, eine zufällige Begegnung mit einem Künstler, meine Visitenkarte, die man im Pass eines chilenischen Emigranten gefunden hatte. Die einzige erwähnenswerte Tatsache war, dass ich fünf Jahre nach meiner Abreise aus Berlin in Mexiko weiter beobachtet wurde. Dass man jemanden auf diese Weise überwachte, der erwiesenermaßen völlig uninteressant war, enthüllt die maßlos übertriebene Größenordnung der bürokratischen Hetzjagd.

Es ist gewiss unmöglich, die repressive Atmosphäre der DDR zu verteidigen. Andererseits glaube ich auch, dass die Vorstellung unhaltbar ist, die Ostdeutschen hätten in allen Lebensbereichen ein falsches Dasein geführt, und erst nach dem Mauerfall seien ihnen die erforderlichen Kenntnisse zuteil geworden, um die Wirklichkeit zu verstehen. Günter de Bruyn hat den zwiespältigen Wert beispielhaft dargestellt, mit dem uns, die in der DDR gelebt haben, die Erinnerungen an sie heimsuchen: "Kann jemand das Heimweh verstehen, das der Untergang einer abscheulichen Ordnung hervorruft?" Wir vermissen nicht so sehr die bedrückende Realität, sondern das, was wir in jener Umwelt waren, die Spuren des Lebens, die als eine notwendige Korrektur der Geschichte ausgelöscht wurden.

In Berlin wird gleichsam ein Museum im ständigen Aufbau eingerichtet, das zahlreiche Teilmuseen einschließt. Die Büste der Nofretete, die Maya-Stelen, die Prozessionsstraße von Babylon bieten Identitätszeichen einer Stadt, deren Gebäude steingewordene Aussagen über den wildbewegten Lauf der Zeit

sind.

2002 kehrte ich mit einer Gruppe von Mexikanern, zu denen meine Mutter gehörte, ins Pergamonmuseum zurück. Ich betrachtete das blaue Delirium des Nebukadnezar-Palastes und den Kampf der Giganten am Pergamonaltar, bis uns eine Horde uniformierter Wächter an den alten Ausspruch Theodor Fontanes erinnerte: Preußen ist nicht ein Land mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Lande. Das Ende der Öffnungszeiten nahte, und wir sahen uns genötigt, im soldatischen Geschwindschritt hinauszueilen. Wir hatten keine Möglichkeit, uns im Museum zusammenzufinden. Schon draußen zählten wir, wie viele wir waren. Sieben. Es fehlte der achte Gast. Meine Mutter.

Ich klopfte so lange an die Glastüren, die die Kunst Kleinasiens behüten, bis eine Frau herauskam, um nachzusehen, was da vor sich ging. Ich erklärte ihr, dass meine Mutter im Museum zurückgeblieben wäre. Eine Freundin bestätigte auf Spanisch alles, was ich sagte, und das mit solch überzeugender Besorgnis, dass uns die Frau aufmachte und einen Mann bat, uns mit einer Taschenlampe zu begleiten. So unternahm ich denn einen spektakulären Rundgang durch die Ruinen der Geschichte. Wir ließen den Lichtkegel hin und her wandern, um nach einem doppelten Ziel zu suchen, dem Ursprungsort der Kultur und dem Standort meiner Mutter, einer idealen Kandidatin, um sich dort zu befinden, denn ihr frohgemuter Sinn für die Apokalypse lässt sie Schicksalsschläge nicht nur voraussehen, sondern auch auf sich ziehen. Wenn sie sich an diesem Ort befand, würde es ihre einzige Sorge sein, ob sie in den Ruinen von Uruk rauchen dürfte. Inmitten der Schatten und des dichten Geflechts der Jahre erblickten wir Bruchstücke von Heroen, Basreliefs, Gräber, Adler, Friese, Hieroglyphen, Fabeltiere,

Profile bärtiger Könige. Auf einmal kam es zu einem Rollentausch. Der Führer zeigte nun größeren Eifer als wir; er bestand darauf, zweimal denselben Sarkophag zu überprüfen, setzte sich unnötigerweise auf einen sumerischen Thron, mit nach oben gerichteter Taschenlampe, als wäre sie ein leuchtender Kommandostab; er stellte sich methodisch einer Herausforderung, die ihm ungeheuer plausibel erschien: das Verschwinden meiner Mutter in der Archäologie von Berlin. Mit schicksalsergebener Geste brachte er uns dann zu den Toiletten. Für ihn war das Mysterium nur in einem mythologischen Rahmen bedeutsam. Auch dort entdeckten wir meine Mutter nicht. Nach einer langen Suche bat ich, das Telefon benutzen zu dürfen. Ich rief im Hotel an. Meine Mutter war schon da. Als sie uns nicht am Ausgang getroffen hatte, entschied sie sich für die kleinere Katastrophe, ein Taxi zu nehmen. Ich glaubte, mich bei der hilfsbereiten Museumswächterin zu entschuldigen würde mich weitaus mehr Mühe kosten, als ich aufwenden musste, um sie zu bitten, die Tür zur Unzeit zu öffnen. Aber sie hielt das Geschehene für vollkommen natürlich. Die Wächter hätten zu sehr zur Eile gedrängt, man dürfe es nicht zulassen, dass sich eine Mutter verirre, es gehöre zu einem Museum, dass es überprüft werde, hätten wir uns auch ein bestimmtes assyrisches Stück genau angesehen?

Nur in Berlin war ich einmal nachts in einem Museum und lief durch die Säle in derselben willkürlichen Reihenfolge, mit der man die Exponate zusammengetragen hatte. Was lesen wir, wenn wir die Zeit lesen? Suchen wir nach einer Hauptperson, die dort sein könnte, aber schon an einem anderen Ort eine Zigarette raucht? Erlaubt es ihre Abwesenheit, dass

wir ausnahmsweise sehen und entdecken, wie das Entscheidende nicht unsere Spur, sondern die aufschlussreiche Umwelt ist? Bei meinem nächtlichen Streifzug las ich kein einziges Informationsschild und wusste auch nicht ganz genau, was ich sah, und dennoch brachte mich diese wirre Flut von Steinen oder von Steinschatten dem Taumel der Geschichte näher als je zuvor, dem, was in ihm zerstörerisch und rätselhaft ist, seiner Macht, die Gegenwart in die Zange zu nehmen.

Draußen floss ein Spreearm vorüber. Am Horizont zeichnete sich eine neue Ruine ab, der ehemalige Palast der Republik aus sozialistischen Zeiten. Ein Kran reckte sich neben einer großen Kirchenkuppel empor. Die Strukturen der weiter genutzten Gebäude wirkten ebenso verworren und ungewiss wie diejenigen im Innern des Museums. Ein Konglomerat in fortwährender Umgestaltung wie ein Legospiel. "Wer Kontinuität haben will, soll in die Toskana gehen", sagte mir vor kurzem in Barcelona der Verantwortliche des Masterplans für den Wiederaufbau Berlins.

Drei Jahre lang machte die Stadt im Spiegel aus mir einen Reisenden im doppelten Sinne, einen freiwilligen Schiffbrüchigen, der im Osten und im Westen auf Irrwege geraten war. Schließlich hat Walter Benjamin in diesem Lebenskreis seinen berühmtesten Satz formuliert: "Sich in einer Stadt zurechtfinden, heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man sich in einem Wald verirrt, braucht Schulung." Berlin: ein Stadtplan als Irrgarten.

Die Geschichte meiner Irrwege begann im Sommer 1981, als die Mittelstreckenraketen aufgestellt wurden, um die Sowjetunion zur Abrüstung zu zwingen. In den Parks sonnten sich die Leute nackt mit einer Ungeniertheit, die den jungen

Mexikaner verwirrte, und das nicht nur wegen seiner konservativen Erziehung, sondern auch, weil so etwas beim Anbruch des Weltendes geschah, sieben Minuten vor dem vollständigen Weltuntergang, ohne dass es eine Möglichkeit gegeben hätte, die Zivilbevölkerung zu warnen. Falls jene wahnsinnige Katastrophe kommen sollte, die Präsident Reagan manchmal "Armageddon" und dann wieder "Krieg der Sterne" nannte, könnte es Überlebende in der Londoner U-Bahn oder in einem unüberwindlichen Krater von Yukatan geben, aber nicht an den Berliner Seen, die mit Knochenmehl überdeckt sein würden.

Meine Arbeit in der Botschaft brachte es mit sich, dass ich mit General Guerrero sprach, unserem Militärattaché in Moskau. Dieser Mann hatte einen Namen, der zu seinem Beruf passte, denn *Guerrero* heißt "Krieger"; so etwas entschärfte er aber durch seinen geduldigen Charakter und seine umfangreichen literarischen Kenntnisse. Der General zitierte gewöhnlich Tolstoi und Stendhal, wenn er über Schlachten reden wollte. Bei einem solchen Exkurs in die Kriegsliteratur erklärte er mir, dass in logistischer Hinsicht die beiden deutschen Staaten von der nuklearen Karte ausgeschlossen blieben. Sie seien nichts weiter als die Feuerlinie. Die Konkurrenten der atomaren Eskalation sprachen von einem "Gleichgewicht des Schreckens". Der damals aktuelle Film, *Der Tag danach*, trug zu unserer Paranoia bei. Wir konnten keinen Blumenkohlkopf sehen, ohne an den Atompilz von Hiroshima zu denken. Die seit dem Zweiten Weltkrieg zerstörten Gebäude schienen die zukünftige Stadtlandschaft vorwegzunehmen. Die im Gras ausgestreckten Körper zeigten nicht die Haltung von Sonnenanbetern, die einen harten Winter hinter sich gelassen hatten, sondern den verzweifelten Drang von Leuten, die wussten, dass dies der

letzte Sommer sein konnte. In Mexiko ist der Krieg etwas, das sich in weiter Ferne ereignet oder das rasch verloren geht. Deutschland erlebte seinen "heißen Sommer", die letzte große Eskalation des atomaren Rüstungswettlaufs.

In seinem postum erschienenen Buch *Naturgeschichte der Zerstörung* meditiert W. G. Sebald über die Unfähigkeit der Deutschen, ihre Kriegsleiden zu verarbeiten. Das Schuldgefühl überwältigte dermaßen das Bewusstsein, dass die Leidensbekundungen verstummten. Sebald erzählt die Anekdote von einem Mann, der im Zug fährt und die Trümmer, zu denen die deutschen Städte zerfallen sind, durchs Fenster betrachtet. Alle wissen, dass er ein Ausländer ist, denn er ist der Einzige, der nach draußen blickt. Im Sommer 1981 nahmen viele deutsche Freunde an Friedensinitiativen teil, weigerten sich aber, sich selbst als potenzielle Opfer anzusehen. Ein stoisches Geschichtsverständnis schirmte offenbar ihre Gefühle ab. Als wir in einem Straßencafé saßen und Berliner Weiße tranken, überraschte es mich, dass uns die Bienen friedlich umschwärmten. "Hier sind *nur* die Bienen friedlich", sagte ein Freund zu mir, womit er vielleicht auf die Besatzungstreitkräfte im Westen, die sowjetische Armee im Osten und wohl auch auf die Verurteilung Deutschlands durch die Geschichte anspielte, indem er sie so hinnahm, wie es ein stoischer Lehrer der Deutschen Schule in Mexiko hinnahm, dass ihm der Zahnarzt die Zähne ohne Betäubung aufbohrte. Ich erinnerte mich an einen anderen unvergesslichen Text, in dem Benjamin Paul Klees Bild *Angelus Novus* beschreibt: "Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind

ausgespannt. Der Engel der Geschichte muss so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, dass der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm."

Wie wir nun wissen, haben die Atomsprengköpfe ihren Feuerregen zurückgehalten, die DDR wurde zu einem weiteren deutschen Wundmal, und die Trümmer mussten der Architektur à la carte von Gehry, Piano und Foster weichen, die Bronze-Idole wurden eingeschmolzen, damit man aus ihnen neue Standbilder machen konnte, und die Straßen wurden zur Verzweiflung der Taxifahrer umbenannt. Die Welt von gestern hat eine andere Form des Untergangs gefunden, ohne den von Benjamin vorausgesagten Sturm allzu getreu nachzuahmen.

Die Stadt, in der Wim Wenders entdeckte, dass die Engel die nie laut gewordenen Rufe der Bewohner hörten, war nicht mehr mein Wohnort und wurde zu einer sich verändernden Stadt, die mich trotzdem weiter glauben lässt, dass ich in gewisser Hinsicht zu ihr gehöre. Ich fahre nicht nach Berlin: Ich kehre zurück.

Bei einer solchen Rückkehr nahm ich im Haus der Kulturen der Welt an einer Tagung über Mexiko teil. Während der Schlusssitzung begann es zu schneien. Durch das große Fenster,

das zu den Wiesen und Bäumen geht, sahen wir, dass eine Gruppe von Kaninchen heranhoppelte. Einer Stadt, die ihren Namen von einem Bären ableitet und deren größter Bahnhof "Zoo" heißt, kann die metaphorische Bedeutung der Tiere nicht fremd sein. Es hat einen Sinn, dass im Tiergarten die Nachkommen der einzigen Tierart leben, die das Niemandsland bevölkert hatte. Während wir über die Anziehungskraft der Städte sprachen, suchten die Kaninchen der Geschichte unter dem Schnee nach frischem Gras.

Übersetzung ins deutsche:

Ulrich Kunzmann